

MATHIAS
ÉNARD

ZONE

ROMAN

MATHIAS
ÉNARD

ZONE

ROMAN

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.berlinverlag.de

Für die Welt der »A«s

Übersetzung aus dem Französischen
von Holger Fock und Sabine Müller

ISBN 978-3-8270-7306-8

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
Zone bei Actes Sud, Arles

© Éditions Actes Sud, Arles 2008

Deutschsprachige Ausgabe:

© Bloomsbury Verlag GmbH, Berlin 2010, 2012

Covergestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Covermotiv: plainpicture

Datenkonvertierung: psb, Berlin

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich der Berlin Verlag die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Cover & Impressum

Vorspann

I

II

III

IV

V

VI

VII

VIII

IX

X

XI

XII

XIII

XIV

XV

XVI

XVII

XVIII

XIX

XX

XXI

XXII

XXIII

XXIV

Danksagung

*Und gingen hinunter zum Schiff,
Kiel gegen Brecher gestellt, Bugspriet aufs heilige Meer,
Und wir holten Segel und Rah an, auf jenem schwarzen Schiff,
Schleppten Schafe an Bord, alsbald auch uns selber.*

EZRA POUND [1]

*Ich und Jerusalem: wie ein Blinder und ein Beinamputierter
Er sieht für mich
Bis zum Toten Meer, bis zum Ende aller Tage.
Und ich habe es auf meinen Schultern
Und gehe blind umher in meiner Finsternis darunter.*

JEHUDA AMICHAJ [2]

[1] *Ezra Pound* – Canto I, übersetzt von Eva Hesse, Zürich
1964, S. 9.

[2] *Jehuda Amichai* – Jerusalem-Gedichte, übersetzt von Lydia
und Paulus Böhmer, München 1993, S. 42.

I

alles ist schwieriger im Mannesalter, alles klingt falscher ein wenig metallisch wie das Geräusch zweier Bronzeschwerter die gegeneinanderschlagen, sie werfen uns auf uns selbst zurück ohne uns irgendeinen Ausweg zu lassen ein schönes Gefängnis ist das, man reist mit allerhand Zeug, einem Kind das man nicht getragen hat einem kleinen Stern aus böhmischem Kristall einem Talisman, entlang der Schneefelder die man schmelzen sieht nach der Umkehr des Golfstroms Präludium zur Eiszeit, Stalaktiten in Rom und Eisberge in Ägypten, in Mailand hört es nicht auf zu regnen, ich hatte das Flugzeug verpasst vor mir lagen eintausendfünfhundert Kilometer Zugfahrt jetzt sind es noch fünfhundert, heute Morgen glänzten die Alpen wie Messer, ich zitterte vor Erschöpfung auf meinem Sitzplatz und konnte kein Auge zutun, ich bin völlig zerschlagen wie ein Drogensüchtiger, im Zug habe ich ganz laut mit mir selber geredet, oder ganz leise, ich fühle mich uralt, ich möchte, dass der Zug weiterfährt weiterfährt dass er bis nach Istanbul oder Syrakus fährt dass er wenigstens bis zum Ende fährt dass er bis zum Ziel der Reise fahren kann ich dachte oh ich bin wirklich zu bedauern ich habe Mitleid mit mir bekommen in diesem Zug dessen Rhythmus einem zuverlässiger die Seele öffnet als ein

Skalpell, ich lasse alles an mir vorbeirauschen alles flieht alles ist schwieriger in diesen Zeiten entlang der Bahngleise ich würde gerne einfach von einem Ort zum nächsten fahren wie es für einen Reisenden selbstverständlich ist gleich einem Blinden den man am Arm nimmt wenn er eine gefährliche Straße überquert, aber ich fahre nun einmal von Paris nach Rom, und im Mailänder Hauptbahnhof, in diesem Echnaton-Tempel für Lokomotiven, in dem trotz des Regens noch etwas Schnee liegt, drehe ich mich im Kreis, betrachte ich die riesigen ägyptischen Säulen, die die Decke stützen, sitze ich auf einer Cafétterasse mit Blick auf die Schienen wie andere mit Blick aufs Meer sitzen und trinke ein Gläschen aus Langeweile, es tut mir überhaupt nicht gut, für ein Besäufnis war es nicht der richtige Zeitpunkt, es gibt so viele Dinge, die einen vom Weg abbringen, irreführen, und dazu gehört auch der Alkohol, der tiefer in die Wunden schneidet, wenn man sich allein auf einem riesigen eiskalten Bahnhof befindet und nur noch ein Ziel kennt, das zugleich vor und hinter einem liegt: der Zug fährt nun mal nicht im Kreis, sondern von einem Punkt zum anderen, ich aber kreise im Orbit wie ein Gesteinsbrocken, ich fühlte mich wie ein nahezu schwerelos Stein, als mich der Mann auf dem Bahnsteig ansprach, ich weiß dass ich Verrückte und Gestörte anziehe, in solchen Zeiten verfangen sie sich gern in meinen Schwächen, finden sie in mir einen Spiegel oder einen Waffenbruder und he der ist echt verrückt Priester einer unbekanntes Gottheit er trägt eine Narrenkappe und hält eine

Schelle in der linken Hand, die rechte streckt er mir entgegen und schreit auf Italienisch: »ein letzter Handschlag noch, Kamerad, vor dem Weltuntergang«, ich wage es nicht einzuschlagen aus Angst, er könnte recht behalten, er dürfte ungefähr vierzig sein, nicht älter, und er hat den scharfen und inquisitorischen Blick der Irren, die dich löchern, weil sie für einen Augenblick einen Bruder in dir entdeckt haben, ich zögere angesichts der ausgestreckten Hand starr vor Entsetzen wegen dieses irren Lachens und antworte ihm »nein danke«, als ob er mir eine Zeitung verkaufen oder eine Kippe anbieten wollte, woraufhin der Verrückte mit seiner Schelle klingelt mit seiner tiefen Stimme in ein finsteres Lachen ausbricht und auf mich zeigt mit dem Finger der Hand die er mir entgegenstreckt, dann spuckt er aus, geht weiter und der Bahnsteig ist wie leergefegt von einer gewaltigen fast hoffnungslosen Einsamkeit, in diesem Augenblick gäbe ich alles für Arme oder Schultern, sogar den Zug der mich nach Rom bringt, auf alles verzichten würde ich, nur damit jemand hier in der Mitte des Bahnhofs erscheint, zwischen den Schatten, unter den Menschen ohne Menschen den Reisenden, die sich an ihre Handys und Koffer klammern, unter allen, die während des kurzen Abstechers, der sie von Milano Centrale nach Fossoli Bozen oder Triest bringen wird, verschwinden und ihre Körper aufgeben, es ist schon lange her, Gare de Lyon in Paris, da hat mir ein verrückter Mystiker ebenfalls den Weltuntergang verkündet und er hatte recht, ich hatte mich damals im Krieg in zwei Teile gespalten

und war zerschellt wie ein winziger Meteorit, einer von denen die nicht einmal am Himmel leuchten, ein natürliches Geschoss, dessen Masse den Astronomen zufolge lächerlich gering ist, der Verrückte auf dem Mailänder Bahnhof erinnert mich an den sanften Irren von der Gare de Lyon, ein Heiliger, wer weiß, vielleicht war es derselbe Mann, vielleicht waren wir im selben Rhythmus aufgewachsen jeder für sich mit seinen jeweiligen Wahnvorstellungen, die auf Bahnsteig 14 des Mailänder Hauptbahnhofs wieder zusammenfinden, in einer Stadt mit dem Namen eines Raubvogels und eines spanischen Generals, die am Rand der Poebene liegt wie auf einem Firn, den die Alpen langsam erbrochen haben, deren Gipfel ich sah, Feuersteinklingen, die den Himmel aufschlitzen und den Ton zur Apokalypse angeben, bestätigt vom Narren mit der Schelle in diesem Heiligtum des Fortschritts, den die Stazione di Milano Centrale darstellt, die in der Zeit verloren ist wie ich hier in dieser eleganten Stadt mit einer Augenklappe wie Millán Astray, der einäugige General, ein Raubvogel, fiebrig, bereit, zitternde Körper in Stücke zu reißen, kaum dass sie wieder im Licht von Raub und Gefahr erschienen ist: Millán Astray hätte es gern gesehen, wenn Madrid zu einem neuen Rom geworden wäre, in jenem großen kriegerischen Präludium der 40er Jahre diente er seinem glatzköpfigen Idol dem iberischen Duce Franco, dieser einäugige und kriegslüsterne Offizier war Fremdenlegionär und als guter Kriegsprophet rief er *Viva la muerte*, und er hatte recht, noch in Polen würde man die Todesfuge spielen, würde

sich eine riesige Welle von Leichen bilden deren Gischt schließlich in Triest oder Kroatien die Adriaküste umspülte: während sich die Reisenden auf dem Bahnsteig drängen um die Fahrt an das Ende der Welt anzutreten und in den Zug zu steigen, der sie geradewegs dorthin bringt, denke ich an Millán Astray und seine Kontroverse mit Unamuno, dem strengen Priester der Kultur, Unamuno war ein so klassischer und so erhabener Philosoph dass er das Blutbad nicht kommen sah, er konnte nicht zugeben, dass der einäugige General recht behalten würde, als er seinen Schäfchen *Es lebe der Tod* zurief, denn dieser Falke hatte gespürt (Tiere zittern vor dem Gewitter) dass Kadaver sprießen würden, dass der Tod einige Jahre aus dem Vollen schöpfen würde, bevor auch er in einem Zug endete, einem Zug zwischen Bozen und Birkenau, zwischen Triest und Klagenfurt oder zwischen Zagreb und Rom, wo die Zeit stehenblieb wie sie für mich auf diesem von Waggonen, von fauchenden und keuchenden Triebwagen gesäumten Bahnsteig stehengeblieben ist, eine Pause zwischen zwei Toden, zwischen dem spanischen Soldaten und dem gleichnamigen Bahnhof, so vernichtend wie der Kriegsgott Ares persönlich – gedankenlos zünde ich mir eine letzte Zigarette an, ich muss mich auf die Zugfahrt, den Ortswechsel einstellen wie alle Reisenden, die den Bahnsteig des Milano Centrale abschreiten auf der Suche nach einer Liebe, einem Blick, einem Erlebnis, das sie aus dem endlosen Kreislauf, dem Tretrad herausholt, nach einer Begegnung, irgendeinem Ereignis, um sich selbst, dem Geschäft

mit dem Leben, der Erinnerung an Aufruhr und Verbrechen zu entkommen, aber es ist doch komisch, dass genau in diesem Augenblick keine einzige Frau auf dem Bahnsteig steht, und so steige ich angetrieben vom Gedanken an Millán Astray und seine Augenklappe meinerseits in den italienischen Schnellzug ein der vor zehn Jahren noch der Gipfel des Fortschritts und der Technologie gewesen sein muss, weil seine Türen automatisch schlossen und er bei gerader Strecke und schönem Wetter schneller als zweihundert Stundenkilometer fuhr und heute, da wir dem Weltuntergang ein Stück näher gekommen sind, ist er nur noch ein Zug, so geht es mit allen Dingen, mit Zügen wie mit Autos, Umarmungen, Gesichtern, Körpern: wenn sie nach einigen Jahren erst einmal faulig oder rostig sind, erscheinen ihre Geschwindigkeit ihre Schönheit oder ihre Hässlichkeit ganz und gar lächerlich, über das Trittbrett trete ich in eine andere Welt, der Velours verdichtet alles, die Hitze ebenfalls, mit dem Besteigen des Waggon habe ich sogar den Winter hinter mir gelassen, es ist eine Zeitreise, heute ist kein Tag wie jeder andere, der 8. Dezember ist ein besonderer Tag der Tag der Unbefleckten Empfängnis und nachdem mir soeben ein Irrer den Weltuntergang verkündet hat verpasse ich nun die Moralpredigt des Papstes auf dem Spanischen Platz, ein letztes Mal hätte ich den Pontifex sehen können, den spirituellen Nachfolger des ersten Palästinenserführers, den einzigen, der irgendetwas erreicht haben soll, dabei war das keineswegs von vornherein ausgemacht für den abgebrannten,

schmächtigen levantinischen Jammerlappen der Zeit seines Lebens keine einzige Zeile niedergelegt hat, draußen auf dem Gleis neben uns ist ein Zug eingefahren und hinter der Fensterscheibe hat ein hübsches Mädchen etwas im Blick, ich glaube sie spricht mit jemandem, den ich nicht sehe, sie ist mir sehr nahe tatsächlich höchstens einen Meter von mir entfernt nur zwei ziemlich schmutzige Scheiben trennen uns ich muss stark sein ich darf nicht bei den Gesichtern junger Frauen verweilen ich muss mich wieder zusammennehmen Schwung holen für die verbleibenden Kilometer für die Leere danach und das Grauen der Welt ich ändere mein Leben wechsle den Beruf besser nicht darüber nachdenken, ich habe den kleinen Aktenkoffer auf die Ablage über meinem Sitz gelegt und unauffällig ans Gepäcknetz gekettet, besser wäre es für einen Augenblick die Augen zu schließen, aber auf dem Bahnsteig verfolgen Polizisten auf zweirädrigen Elektrowagen Marke Achilles oder Hektor ohne Pferde einen jungen Schwarzen, der zur Überraschung und Erregung der Reisenden Richtung Gleise flieht, die blauen Engel, vielleicht Verkünder der Apokalypse, reiten auf einem seltsamen Roller in stumpfem Himmelsblau, alle steigen aus um das Schauspiel zu genießen, der Sohn des Tydeus und Pallas Athene fallen über die Troer her, einige Dutzend Meter von mir entfernt Richtung Lokomotive holt einer der beiden Carabinieri den Fliehenden ein und schleudert den bereits gestellten Mann mit einem Schlag von seltener Wucht verstärkt noch durch die Geschwindigkeit seines

Fahrzeugs gegen einen der Betonpfeiler in der Mitte des Bahnsteigs, der Flüchtling prallt auf die Säule, er schlägt mit dem Kopf gegen den Beton und stürzt, mitten im Bahnhof Milano Centrale fällt er gerade rechtzeitig auf den Bauch, damit der zweite Engel ihm aufs Kreuz springen und ihn niederzwingen kann, er hockt auf seinem Rücken wie ein Tierbändiger oder wie ein Bauer, der ein störrisches Tier fesselt, dann steigt er wieder auf sein Gefährt und zieht den strauchelnden Delinquenten unter dem bewundernden Gemurmel der Menge an einer Kette hinter sich her, eine antike Triumphszene, man führt die Besiegten in Ketten hinter den Kampfwagen herum, man zieht sie fort zu den bauchigen Schiffen, der Schwarze hat ein verquollenes Gesicht und seine Nase blutet, er geht erhobenen Hauptes, ein wenig ungläubig steigen alle wieder in den Zug ein, der Zwischenfall ist vorbei, nur wenige Minuten vor der Abfahrt hat die Justiz triumphiert, ich werfe einen Blick auf den Aktenkoffer, ich habe große Angst nicht einschlafen zu können, verfolgt zu werden, sobald ich döse in der Wachsamkeit nachlasse wird man sich in meinen Schlaf drängen oder unter meine Lider um sie aufzuschlagen wie man einen Falstore oder einen venezianischen Vorhang einen Spaltbreit öffnet, an Venedig hatte ich schon lange nicht mehr gedacht, an das grüne Wasser bei der Zollspitze, an den Nebel auf den Zattere-Kais und an die Kälte, die einen packt, wenn man von den Fondamenta Nuove zum Friedhof von San Michele hinüberschaut, und seit meiner Rückkehr aus dem

Krieg nicht mehr an die Ombras, die Schatten, wie die Gläschen Wein in Venedig heißen, die im Winter ab fünf Uhr nachmittags getrunken werden, und mir fallen wieder die slawischen Geiger ein, die für Japaner spielten, Franzosen in den schönsten Karnevalsmasken, und ein vermögender Friseur aus München, der einen Palast am Canale Grande erworben hatte, und mit einem Ruck fährt der Zug an ich lehne den Kopf zurück los geht's noch gut fünfhundert Kilometer bis zum Weltende

II

ich lasse mich einlullen von der gleichmäßigen Abfolge der Vororte der Stadt mit dem Namen des spanischen Soldaten und des Raubvogels, den Vororten einer Stadt des Nordens wie es sie zuhauf gibt mit Mietshäusern um die Proletarier zusammenzupferchen, die Immigranten der sechziger Jahre, KZ-Atmosphäre in der Vertikalen, im paradoxen Gleichmaß der Bahnschwellen – ich bin in Venedig, in jenem winzigen feuchten Appartement, in dem es nur in der Küche Licht gab, der Boden fiel ab, beim Schlafen ragten die Füße aus dem Bett, was angeblich gut für den Kreislauf ist, es lag am Eingang des Ghettos gegenüber der Bäckerei vor der großen Synagoge wo ich gelegentlich Psalmen und Lieder hörte, manchmal rief der Name des Viertels, Ghetto Vecchio, Angst hervor, besonders nachts wenn alles verlassen und still war, wenn die eisige Bora wehte die direkt aus der Ukraine zu kommen schien nachdem sie Tschechen Ungarn und Österreicher hatte erstarren lassen, ich konnte in meinem Alten Ghetto nicht umhin an Łódź Kraków Saloniki und andere Ghettos zu denken, von denen nichts mehr übrig ist, an den Winter 1942, die Züge nach Treblinka, Bełżec und Sobibór verfolgten einen unweigerlich, 1993 einige Monate nach meinem eigenen Krieg und genau

fünfzig Jahre nach der Vernichtung dachte ich in dem in Nebel und Kälte versunkenen venezianischen Ghetto an die deutsche Todesmaschinerie ohne zu wissen dass sich eines ihrer letzten Räder ganz in der Nähe gedreht hatte, nur wenige Kilometer von hier entfernt, doch wenn ich jetzt in der Benommenheit der Bahnfahrt wieder an Venedig denke dann vor allem wegen der Frau die mir dorthin nachgekommen war, an ihren Körper den sie mir so oft verweigerte und der mich zu langen manchmal bis zum Morgengrauen dauernden nächtlichen Wanderungen zwang, ich ging mit meiner schwarzen Kappe auf dem Kopf über den Campo di Mori, ich grüßte den heiligen Christophorus über dem Portal der Kirche Madonna dell'Orto, ich verirrte mich zwischen den wenigen modernen Gebäuden, die dort standen als hätte man sie absichtlich in versteckten Winkeln errichtet damit niemand sie sieht, als wären sie von der Lagune nicht genügend versteckt, und wie oft kam es vor, dass ich mich bei Tagesanbruch bei einem Kaffee mit den Lotsen und Schiffsführern der Vaporetti wiederfand für die ich nicht existierte, denn die Venezianer haben die atavistische Eigenschaft niemanden zu beachten der nicht zu ihnen gehört, Auswärtige nicht wahrzunehmen, sie verschwinden zu lassen, und diese souveräne Missachtung, diese sonderbare altmodische Erhabenheit des Hilfsbedürftigen, der die Hand, die ihn nährt, vollkommen übergeht, war nicht unangenehm, sondern im Gegenteil eine große Offenheit und Freiheit, fernab der kommerziellen Anbiederung die die ganze Welt

heimgesucht hat, die ganze Welt außer Venedig wo man einen weiterhin übergeht und nicht beachtet als bräuchten sie einen dort nicht, als bräuchte der Gastwirt in Venedig keine Kundschaft, so reich wie er ist an seiner ganzen Stadt und so sicher und gewiss, dass an seinen Tischen, was auch immer geschieht, bald weniger abgefeymte Gäste sitzen würden, und das verleiht ihm eine furchterregende Überlegenheit über den Gast, die Überlegenheit des Geiers über das Aas, am Ende wird der Besucher ob mit oder ohne Lächeln immer gerupft, ausgenommen, wozu ihm etwas vormachen, sogar der Bäcker gegenüber von meiner Wohnung räumte ein ohne mit der Wimper zu zucken, dass sein Brot nicht besonders gut und sein Gebäck überteuert war, derselbe Bäcker sah mich monatelang jeden Tag jeden Tag ohne mir je zuzulächeln, seine Kraft lag in der Gewissheit, dass ich verschwinden würde, eines Tages würde ich Venedig und die Lagune verlassen, ob nach ein, zwei, drei oder zehn Jahren, er war von der Insel und ich nicht, und er erinnerte mich jeden Morgen daran, was heilsam war, ich brauchte mir keine Illusionen zu machen ich verkehrte nur mit Ausländern, Slawen, Palästinensern, Libanesen, Ghassan, Nayef, Khalil und sogar einem Syrer aus Damaskus, der eine Bar betrieb, in der sich Studenten und Emigranten trafen, er war ein ehemaliger Matrose, der bei einem Zwischenstopp desertiert war, ein ziemlich rauer Typ, den man nie mit dem Meer oder einem Schiff in Verbindung gebracht hätte, mit einem waschechten Bauernschädel, ich erinnere mich an seine

riesigen, stark behaarten Ohren, er war sehr fromm, er betete, fastete und trank nie von dem Schnaps, den er seinen Kunden einschenkte, seine Schwäche waren Mädchen, vor allem Nutten, zu seiner Rechtfertigung sagte er immer, der Prophet habe hundert Frauen gehabt, er liebe nun mal Frauen und alles in allem sei das Herumhuren doch eine schöne Sünde, ich hingegen hurte nicht viel herum in Venedig, der Winter hörte nie auf, war nass und kalt, der Hurerei in der Tat nicht besonders zuträglich, mir fällt ein, dass ich in der ersten Nacht im Ghetto keine Bettdecke hatte und so sehr fror, dass ich mich in einen völlig verstaubten Orientteppich wickelte, vollständig angezogen und mit meinen Schuhen, weil mich der steife Bettvorleger wie ein Röhre umhüllte, die Füße aber nicht bedeckte, vor dem Einschlafen las ich Geschichten über Geisterschiffe von William Hope Hodgson wie ein verkrachter Fakir oder ein in seine Hängematte eingenähter Seemann, der darauf wartet dass man ihn dem Meer übergibt, fern jeder erotischen Atmosphäre, die manche Leute Venedig verleihen, ein Kerl, der eingewickelt wie eine bröselige und abgeraspelte Zigarre auf seinem eigenen Bett liegt, Latschen an, Kappe auf, warum ging die Heizung nicht, ich kann mich einfach nicht erinnern, in diesem Waggon sind jetzt aber bestimmt fünfundzwanzig Grad, ich habe zur selben Zeit wie der Fahrgast mir gegenüber meinen Pulli ausgezogen, er hat einen Schädel wie ein weißer Rapper aus New York und liest mit überheblichem Gesichtsausdruck *Pronto*, ich frage mich, was er

mir verkünden wird, bestimmt nicht den Weltuntergang, eher das Zerwürfnis eines Schauspielerpärchens aus Hollywood oder die Überdosis Kokain eines dreißigjährigen italienischen Geschäftsmannes, des Neffen oder Enkels von Fiatchef Agnelli, ich kann seinen Vornamen auf der Titelseite lesen, Lupo, seltsam, ich muss mich irren, wie kann man Geschäftsmann sein und Wolf heißen, ich stelle ihn mir schön vor, glänzendes Haar, weiße Zähne, mit lebhaften und ein wenig geröteten Augen, bestimmt hat man ihn bewusstlos in einem Luxusappartement in Turin gefunden, vielleicht in Gesellschaft irgendeiner Halbweltdame, sein Lamborghini ist ordentlich vor dem Haus geparkt, mit wer weiß was mit einem bisschen Blut oder Galle am aufgeknöpften Armani-Hemd, ich ahne die Aufregung der Damen im Foyer, die in der Mehrzahl solche Zeitschriften lesen, mein Gott, dieser Wolf ist wirklich schön, wirklich reich, aus gutem Haus, was für ein trauriger Schlamassel, er hätte so viel Anstand besitzen können mit dreihundert Stundenkilometern gegen eine Absperrung zu prallen, einen Hubschrauber- oder einen Jet-Ski-Unfall zu haben, von einer Schraube seiner eigenen Yacht zerstückelt zu werden oder auch mit einer Kugel im Kopf zu enden, abgeknallt von einem eifersüchtigen Ehemann oder einem Sicario, einem Auftragskiller der Mafia, aber Drogen, Drogen, das ist, als hätte er sich die Syphilis geholt, es ist eine Schande, es ist unmöglich, ungerecht, für einen Moment wird mir dieser junge Wolf aus Turin beinahe sympathisch, der seine große Familie in Verruf

bringt, ich hoffe, dass er vor dem Weltuntergang wieder aus dem Krankenhaus entlassen wird, mein Gegenüber hat eine herablassende und missbilligende Miene aufgesetzt, er schüttelt den Kopf und schnalzt dazu leise mit der Zunge, während draußen die Nacht anbricht, wir fahren durch die Ebene, die triste in Dunkelheit getauchte Ebene der Lombardei, die Dämmerung wird Gott sei Dank kurz sein die kahlen froststarrten Bäume neben den Strommasten werden verschwinden bis man nur noch ihre Schatten wahrnimmt und vielleicht taucht der Mond ab und zu aus den Wolken auf um die Hügel vor Bologna zu bescheinen, dann gleiten wir weiter Richtung Südwesten durch die weichen Hügel der Toskana bis nach Florenz und anschließend in derselben Richtung bis nach Rom, noch fast fünf Stunden bis zum Bahnhof Roma Termini, bis zu den Kirchen, dem Papst und so weiter und so fort, dem ganzen heiligen römischen Firlefanz: Devotionalien und Krawatten, Weihrauchgefäße und Regenschirme, alles untergegangen zwischen Bernini-Brunnen und zwischen den Autos, wo auf modrigen Pflastersteinen und einem stinkenden Tiber Jungfrauen mit Kind, Bildnisse des heiligen Matthäus, Pietàs, Kreuzabnahmen, Mausoleen, Säulen, Carabinieri, Minister, Eroberer und der Lärm einer tausendfach wiederauferstandenen, von Wundbrand, Schönheit und Regen zerfressenen Stadt dahintreiben, die weniger an eine schöne Frau denn einen alten Gelehrten mit prächtigem Wissen erinnert, der sich gerne mal in seinem Sessel vergisst, das

Leben verlässt ihn auf allen Wegen, er zittert, hustet, rezitiert die *Georgica* oder eine Ode von Horaz und macht sich dabei in die Hose, genauso leert sich Roms Innenstadt, keine Bewohner, keine Tante-Emma-Läden mehr, nur noch Klamotten und Klamottengeschäfte es ist zum Verrücktwerden, Milliarden von Hemden Hunderte von Milliarden von Pumps und Millionen von Krawatten von Schals, genug um damit den Petersdom zu bedecken, das Kolosseum einzuwickeln, genug um alles für ewig unter Nippes zu begraben, damit die Touristen in diesem riesigen religiösen Trödeladen herumstöbern können, in dem sie mit glänzenden Augen nach Fundstücken gieren, sieh mal, unter dem Pelzmantel habe ich eine herrliche Kirche von Borromini gefunden, hinter der Lodenjacke dort ein Deckengemälde der Brüder Carracci und in den schwarzen Lederstiefeln die Hörner des *Moses* von Michelangelo, würde man mich dort nicht erwarten, ich würde nie mehr dorthin zurückkehren, wäre im besten Mannesalter alles einfacher, hätte ich diese Reise nie angetreten, diesen letzten Koffer nie getragen, *ist mir doch lieber meine gallische Loire als der lateinische Tiber*, die Verse du Bellays [3], die ich in der Schule auswendig lernte, *Glücklich wer wie Odysseus* und so weiter, auch ich führe meine *Klagen*, Ungaretti nennt den Tiber [4] einen verhängnisvollen Fluss Ungaretti, geboren im ägyptischen Alexandria, wo er bis zwanzig lebte, bis er sich nach Rom einschiffte und sich später in Frankreich niederließ, Alexandria, es gibt nicht weit von hier ein Alessandria in

Piemont, ich war nie dort, ich erinnere mich dass ich in Venedig in einem Reisebüro einmal nachfragte, ob es Schiffe nach Alexandria gebe und die Angestellte (eine blonde Venezianerin, im Mund eine Art Haarspange wie andere einen Zahnstocher) sah mich verdutzt an, aber nach Alexandria fährt doch ein Zug, und mit jenem spontanen Vertrauen, das man Fachkräften entgegenbringt hatte ich eine Sekunde lang einen Zug vor Augen, eine Herausforderung für die Geopolitik wie für den Verstand, der von Venedig über Triest Zagreb Belgrad Thessaloniki Istanbul Antiocha Aleppo Beirut Akkon und Port Said direkt nach Alexandria in Ägypten fuhr, und selbst als ich die Verwechslung mit Alessandria in Piemont schließlich bemerkt hatte, träumte ich noch von einem Zug, der alle Alexandrien miteinander verbinden würde, von einem Schienennetz zwischen Alessandria in Piemont Alexandretta in der Türkei Alexandria in Ägypten und Alexandria in Arachosien, dem vielleicht geheimnisvollsten Alexandrien irgendwo in Afghanistan fernab aller Schienenwege, der Zug würde Alexander-Express heißen und in dreizehn Tagen und ebenso vielen Nächten von Alexandria Eschatê in Tadschikistan nach Piemont fahren, dabei die Ränder Afrikas streifen, Alexandria in Ägypten noch eine verfallene Stadt im Niedergang der es nicht an Charme fehlt, wenn es regnet oder dunkel ist, ich erinnere mich, wir hatten dort ein Hotel an der Corniche, das erste Mal standen wir stundenlang auf dem Balkon und betrachteten das Mittelmeer, bis ein großer

Betonbrocken wegbrach und um Haaresbreite einen Kerl unten auf der Terrasse erschlagen hätte, er hob kaum den Kopf, ein Ägypter ist es gewohnt, dass ihm fast jeden Tag der Himmel auf den Kopf fällt, damals schlief ich mit Marianne in einem Doppelzimmer, sie zog sich im Badezimmer aus, sie hatte einen Körper und ein Gesicht, das einem das Herz blutete, und meines sehnte sich nach nichts anderem, im Geruch nach Regen und Meer von Alexandria berauschte ich mich an Mariannes Duft, unser Hotel war nicht das Cecil, unser Aufenthalt hatte nichts von Durell, damals hatte ich keine Ahnung von Büchern, weder von Ungaretti noch von Kavafis, diesem traurigen kleinen Angestellten einer der großen Banken, die es in Ramla gibt oder der Baumwollbörse, wenn er von der Arbeit kam setzte er sich in eine der riesigen Konditoreien, wo er von Marcus Antonius träumte, dem Verlierer von Actium, während er einem hüfteschwingenden arabischen Kellner zusah und den Sonnenuntergang über dem Mamelucken-Fort betrachtete, nachts sieht alles gleich aus, ich könnte in Alexandria sein in jenem Hotel an der Uferstraße, gegen das die Gischt spritzte wie der Regen jetzt meine Scheibe strichelt, es war trübe und es regnete, eine Nacht, und allmählich, fast im Schrittempo wie die italienische Lokomotive, kehre ich zurück zu Marianne in das eiskalte Hotel, wo wir vor Kälte schlotterten, ich schliesse die Augen, um mich an diese Begegnung zu erinnern, an diesen Beischlaf den wir eher schnell und vulgär vollzogen, hat er überhaupt

stattgefunden oder hat sie mir nur erlaubt, sie zu umarmen, ich glaube nicht, sie hatte ihren Pullover ihren Schal anbehalten, im Zimmer zog es gewaltig, aber am Morgen strahlte die Sonne das Meer war richtig blau Marianne fuhr schnell nach Kairo zurück, ich blieb noch ein paar Tage badete in der Stadt und im Alkohol, »Ricardo der echte Pastis von Alexandria«, ein grauenhafter ägyptischer Anislikör, den ich ohne Eis aus einem Plastikbecher trank, während ich das Meer betrachtete, eine glorreiche Einsamkeit, morgens einen Tee trinken in einer der Konditoreien am Bahnhof von Ramla, dazu ein Croissant von mindestens fünfhundert Gramm essen, der reinste Gips, und den scheppernden Straßenbahnen zuschauen aus einem Ledersessel, in dem einst vielleicht die müßigen Ärsche von Tsirkas, Kavafis und Ungaretti saßen, Gespenster in dieser von Armut zerfressenen Stadt, die mit dem Rücken zum Mittelmeer steht wie mit dem Rücken zur Wand, verdreckt und ungesund, sobald man die Stadtviertel im Zentrum verlässt, die schon schmutzig genug sind, ein hübscher Platz um unter der großen Wintersonne an einem vom Wind leergefegten Himmel bei frittiertem Fisch auf den Weltuntergang zu warten, es ist sehr heiß in diesem Waggon, ich werde gleich eindösen, fast schlafe ich schon gewiegt von Mariannes weißen Armen, ihr Gesicht verwandelt sich, wird vom Sonnenuntergang verzerrt, in die Länge gezogen von den Bäumen, die vorbeifliegen, ich bin nach Alexandria zurückgekehrt, ich bin häufig dorthin zurückgekehrt, und nicht nur im Traum, um mehr oder

weniger geheime Geschäfte mit ägyptischen Generälen zum Abschluss zu bringen, deren Rang man nicht an der Zahl ihrer Sterne, sondern an der ihrer Mercedeslimousinen erkannte, Generälen die gegen den islamistischen Terrorismus kämpften, sich aber jeden Abend sorgfältig die Stirn mit Glaspapier abtupften, damit die Haut aussah, als wäre sie vom Gebetsteppich aufgeraut, bis sie davon eine Schwiele bekamen und noch frommer aussahen als ihre Gegner, in Ägypten ist immer alles maßlos, ich notierte Namen Adressen Netzwerke die Spur von Aktivisten, die aus Afghanistan oder dem Sudan gekommen waren, und die Offiziere, einer fetter als der andere, versahen jeden ihrer Sätze mit einem *in sha'allah, allahu a'lam, la hawla*, ausgerechnet sie, die mit derselben Hingabe in den Hinterhöfen der überfüllten Gefängnisse entlang des Niltals die Bärtigen folterten und erschossen, ich war tatsächlich in Alexandria, zweimal schaffte ich es sogar über das Meer anzureisen, im Sommer sorgte eine Fähre für eine Verbindung von Zypern aus, man konnte also mit dem Schiff von Beirut nach Alexandria reisen wenn man in Larnaka umstieg, ein Zwischenstopp, der keineswegs unangenehm und allemal praktischer war als alles andere für jemanden wie mich, der sensibles Material transportiert, zumal der Beiruter Flughafen von Syrern wimmelt, Marianne war natürlich schon lange nicht mehr dort, wenn die Landzunge von Ras et-Tin aus dem Morgendunst hervortrat, glaubte man die Stadt von hinten zu sehen, im Verborgenen, ungeschminkt, wie man im

Morgengrauen eine nackte Frau im Badezimmer überrascht, und das Meer war so klar, dass man von der Reling aus die Quallen in der warmen See zählen konnte: bei jeder Fahrt dachte ich an Marianne, an das Aufblitzen ihrer Unterwäsche in dem eisigen Zimmer, die zwei Sekunden Stille beim Anblick ihrer nackten Beine am Bettrand, die sie allzu schnell unter der Bettdecke versteckt hatte, draußen tobte der Sturm, der Wind blies gegen die große ungeschützte Fensterfront, was hatten wir im selben Bett zu schaffen, als Spielball meiner Lust erblickte ich darin nur eine herausragende Gelegenheit, während sie, die zweifellos der Modernität huldigte, im Teilen des ärmlichen Lagers einen Akt der Unschuld sah gepaart mit Gefahr, der Wein, mit dem ich sie abgefüllt hatte, ein Rosé namens »Rubis d’Egypte«, blieb zusammen mit dem Ricardo meine alexandrinische Madeleine: zu Tisch mit Militärangehörigen oder hohen Polizeibeamten, die zum Frühstück Johnny Walker schlürften ohne ihre Sonnenbrillen abzunehmen, pichelte ich vor ihren entsetzten Augen, als hätte der Prophet nur britischen Whisky erlaubt, fröhlich mit kräftigen Schlucken den ägyptischen Rubin und »Omar Khayyam« zur Erinnerung an Marianne und ich kannte sogar einen Vertrauten des Präsidenten der Republik, der frittierte Barben spachtelte und einen *single malt* dazu trank, ein Symbol von Klasse und Macht, während er mir nebenbei in allen Einzelheiten vom Schicksal des einen oder anderen unter der Folter oder sonstigen Qualen Verstorbenen erzählte – ich habe keine Ahnung mehr, warum